

Jürgen Körner

Welcher Begründung bedarf die psychoanalytische Pädagogik?

Kritische Anmerkungen zu dem Beitrag von Helmuth Figdor über die Theorie einer Psychoanalytischen Pädagogik in Band 1 dieses Jahrbuches

1. Im ersten Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik veröffentlichte Helmuth Figdor (1989) einen sehr ausführlichen und gründlichen Beitrag über das Verhältnis von Psychoanalyse und Pädagogik zueinander. Das Anliegen des Autors könnte den Leser überraschen: Ihm geht es darum, die »grundsätzliche Möglichkeit« (S. 4) einer psychoanalytischen Pädagogik aufzuzeigen, d. h. er versucht, die Existenz jenes Gegenstandes wissenschaftlich zu legitimieren, dem dieses Jahrbuch doch schon gewidmet ist. Offenbar ist eine Legitimation der psychoanalytischen Pädagogik notwendig; jedenfalls präsentiert der Autor eine Reihe von Einwänden und Zweifeln, die er dann allerdings mit weit ausholenden Argumenten ausnahmslos zu widerlegen sucht.

Welches sind die Zweifel, denen sich Figdor so ausführlich widmet? Es sind Zweifel daran, ob (1.) der Gegenstand der Psychoanalyse, z. B. unbewusste Phantasien oder Abwehrprozesse, auch außerhalb psychoanalytisch-therapeutischer Situationen anzutreffen seien und ob es (2.) möglich und sinnvoll sein kann, psychoanalytische Hypothesen oder Theorien z. B. über die Wirkung unbewusster Konflikte auch außerhalb des Settings der Behandlung, etwa in pädagogischen Situationen, anzuwenden.

Tatsächlich handelt es sich hier um einige sehr kritische Fragen, um ernstzunehmende Zweifel. Ist es dem Autor gelungen, die von ihm selbst aufgestellten Prüfsteine auszuräumen? Er selbst ist davon überzeugt. Sein Ergebnis lautet: »Die Psychoanalyse (ist) als Therapie nur als ein besonderer Fall möglicher Anwendung psychoanalytischen Wissens zu betrachten« (S. 4); und entgegen einem mutmaßlich monopolistischen Anspruch der Psychoanalytiker behauptet er, daß es möglich sei, psychoanalytische Theorien und Hypothesen auch in pädagogischen Situationen fruchtbar anzuwenden, zumal diejenigen Phänomene, denen die psychoanalytischen Theorien gelten, auch außerhalb der Behandlungssituation anzutreffen seien.

Meine Aufgabe ist es nun, die Beweisführung Figdors wiederum kritisch zu betrachten. Ist es ihm gelungen, die psychoanalytische Pädagogik wissenschaftlich zu legitimieren? Ich glaube nicht – im Gegenteil: Ganz ungewollt verdeutlicht er, wie sehr die psychoanalytischen Begriffe und Hypothesen ihre Erklärungskraft und ihre Wirksamkeit verlieren, wenn man sie aus dem Theorierahmen der Psychoanalyse und dem

Setting der analytischen Psychotherapie herauslöst und – vielleicht im Rahmen einer psychoanalytischen Pädagogik – anwendet.

2. Im ersten Teil seines Aufsatzes, etwa bis Seite 27, verwendet der Autor recht viel Mühe darauf, einige Behauptungen zu begründen, die allerdings gar nicht strittig sind. Z. B. gelingt ihm der Nachweis, daß die in der psychoanalytischen Theorie beschriebenen Phänomene der unbewussten Phantasie und der Abwehr auch außerhalb der psychoanalytischen Behandlungssituation vorkommen. Daher, so Figdor, habe man »mit der Möglichkeit dynamisch unbewusster Prozesse (und) der Abwehr... auch außerhalb der Analyse – also auch im pädagogischen Feld – zu rechnen« (S. 17).

Ist war das denn strittig? Erkennen nicht längst auch die hartnäckigen Kritiker der Psychoanalyse die Existenz eines dynamisch wirksamen Unbewussten an? Gibt es nicht inzwischen auch empirische Belege für die Wirksamkeit von Abwehroperationen? Gewiß hat Figdor recht, wenn er behauptet, daß die Axiome und Theorien der Psychoanalyse in gleicher Weise für neurotische Prozesse in der Therapie wie für das Seelenleben im Alltag gelten. Nur: Was folgt aus diesem allgemein anerkannten Sachverhalt? Eine Rechtfertigung für das »Konzept ›psychoanalytische Pädagogik‹ als besondere Praxisform der Psychoanalyse« (S. 1)? Gewiß nicht, denn die Tatsache, daß Menschen auch außerhalb analytischer Situationen und außerhalb des Anwendungsbereichs klinischer Theorien ihren unbewussten Absichten folgen und daß Abwehrprozesse ubiquitär sind, läßt noch nicht den Schluß zu, daß es sich »bei den Konzeptionen des dynamischen Unbewussten, der Abwehr... um Theorien handelt, deren... Konstruktionsweisen eine Anwendung *auch außerhalb des psychoanalytischen Settings* gerechtfertigt erscheinen lassen« (S. 24)¹. Figdor selbst weist auf den »Umstand« hin, »daß die konkreten Abwehrformen... nur innerhalb der Analyse erschlossen werden können« (S. 16).

Figdor beschäftigt sich denn auch im zweiten Teil seiner umfangreichen Arbeit noch einmal mit der noch offen gebliebenen Frage, ob die psychoanalytische Methode »auch außerhalb der klassischen Settings praktikierbar ist« (S. 27). Das scheint die Kernfrage seines Anliegens zu sein.

3. Im zweiten Teil seines Beitrages entwickelt Figdor zunächst seine allgemeinen Auffassungen über den Gegenstand der Psychoanalyse und über die Methodik und die Ziele psychoanalytischer Therapie. Hier läßt der Autor einen kognitiven, aufklärerisch anmutenden Standpunkt erkennen, der sehr an die Psychoanalytiker der ersten Generation nach Freud erinnert. Gemeint sind Figdors Ansichten, daß die Methode der Psychoanalyse »auf Selbstbestimmung ausgerichtet ist« (S. 29) und daß sie »dem Subjekt zum Erkennen seiner unbewussten Strebungen in Konflikten (zu) verhelfen« soll (S. 29). Die Psychoanalyse »als eine Methode zur *Entfaltung der Persönlichkeit*«

1 Alle Hervorhebungen hier und in den noch folgenden Zitaten stammen aus dem Original.

(S. 28) enthalte »immer ein Moment der Selbstaufklärung« (S. 28), ihr Ziel sei es, »dem Analysanden neue *Freiheitsgrade* seines Handelns« zu eröffnen.

Diese Formeln klingen optimistisch, erinnern auch an den Habermasschen »idealen Sprecher«, verschweigen aber, daß Freud selbst mit fortschreitender Erfahrung die Ziele seiner Behandlungsmethode immer weniger optimistisch steckte – nicht nur, weil es eine »Restneurose« gibt, sondern vor allem deswegen, weil die Verstrickung des Menschen in sein Tribschicksal und die Verwurzelung seiner Motive im Unbewußten prinzipiell nicht auflösbar sind. Was bei Figdor so optimistisch klingt (und an die Zeit der Aufklärung erinnert), ist ja längst einer Dialektik der Aufklärung gewichen: Freud, der gewiß als bürgerlicher Aufklärer antrat, besiegelte (etwas verspätet) eben auch das Ende der rationalistisch mißverstandenen Aufklärung, weil er – wie kein zweiter – die Begrenztheit der menschlichen Einsicht und die unerreichbare Herrschaft über die eigene, innere Natur des Menschen beschrieben hat.²

Nun sind solche abstrakteren Überlegungen seit je von geringem Einfluß auf die psychoanalytische Praxis; sie beantworten auch keineswegs die hier zur Diskussion stehenden Fragen. Umso verdienstvoller ist es, daß Figdor sehr viel konkreter wird, wenn er die Anwendbarkeit der psychoanalytischen Methode »auch außerhalb des klassischen Settings« (a. a. O.) untersucht. Er geht dabei so vor, daß er den vermeintlich monopolistischen Anspruch der Psychoanalyse in vier grundlegenden Behauptungen zu Fragen des Settings, der Abstinenz und der Erscheinungsweise des Unbewußten zur Sprache kommen läßt, um ihn dann Schritt für Schritt zu widerlegen.

Den ersten der vier Prüfsteine erkennt er in der Behauptung der Psychoanalyse, daß »unbewußtes Material« ... *in sprachlicher Form* zur Mitteilung gelangen muß und daß dieses Material »in deutlicher Abhebung« zu bewußten, auf die aktuelle Situation bezogenen Äußerungen stehen müsse (S. 29/30). Dagegen wendet Figdor ein, daß sich das Unbewußte auch »zwischen den Zeilen und Handlungen« (S. 33) offenbare. Auch die Gegenübertragung, die ja »in der neueren Technik« (S. 34) als eine Quelle des Verständnisses eingesetzt werde, sei »natürlich nicht auf das psychoanalytische Setting beschränkt« (ebd.).

Hiermit erledigte der Autor einen Pappkameraden. Kein Psychoanalytiker würde behaupten, daß das Unbewußte nur in sprachlichen Äußerungen erscheine, und gewiß gibt es keinen Zweifel daran, daß Übertragungs- und Gegenübertragungsmanifestationen in allen sozialen Situationen erkennbar sein können. Nur: Daraus folgt noch nicht, daß diese Phänomene außerhalb des psychoanalytischen Settings auch sinnvoll »bearbeitet werden können«, wie Figdor mutmaßt. Offenbar unterschätzt der Autor die Bedeutung der Behandlungsregeln für den psychoanalytisch-therapeutischen Prozeß. Diese Fehleinschätzung führt ihn auch in der Diskussion des zweiten Prüfsteins zu einem kardinalen Irrtum.

Den zweiten monopolistischen Anspruch der Psychoanalyse erkennt Figdor in der

Abstinenzregel. Ihre Wirksamkeit stellt er sich wie folgt vor: Sie bewirke, »daß das Bewußtwerden abgewehrter Erlebnis- und Handlungsmotive nur in einer weitgehend *desozialisierten Beziehung* möglich ist, das heißt, der Analysand liefert das »Material«, während der Analytiker seinerseits »nichts Eigenes« hinzufügt« (S. 30). Damit sei »der analytische Prozeß im Grunde genommen als *Monolog* konzipiert« (ebd.). Dagegen wendet der Autor kritisch ein, daß der Analytiker in Wahrheit erlebe, daß sich die Handlungsweisen des Patienten auf seine eigene Person richteten, so daß sich das Konzept des »distanzierten Beobachters« (S. 34) gar nicht durchhalten ließe.

Nun folgert der Autor aus seiner Kritik an diesem Abstinenzkonzept, daß sich der Analytiker, der eingesehen hat, daß die Abstinenzregel »allemaal situationsadäquat angewendet, das heißt zugleich variiert werden« muß (S. 35), »(zu seinem Leidwesen?) eingestehen (muß), daß er sich in der nämlichen Lage wie der Pädagoge befindet« (ebd.). Leider bleibt etwas unklar, wie er sich die »situationsadäquate« Anwendung der Abstinenzregel vorstellt, aber der Autor gibt einige Hinweise: Er spricht über »nonverbale Bedürfnisäußerungen auch neurotischer Patienten« (S. 34), die »durch verbale Deutung allein nicht auflösbar« (ebd.) seien. Stattdessen empfiehlt er eine »teilweise (z. B. symbolische) Wunscherfüllung« (ebd.), so daß »ein Stück *neuer* und *gemeinsamer Erfahrung* mit dem Analytiker gemacht werden« kann (S. 35).

Figdor hat recht, wenn er den Analytikern der ersten Generationen nach Freud und einigen übriggebliebenen »neoklassizistischen« (Stone) Therapeuten vorwirft, die Abstinenzregel als eine Anweisung zu kalter, abweisend wirkender Zurückhaltung aufzufassen. Tatsächlich neigten damals viele von ihnen (und einige wenige heute noch) dazu, sich vor intensiven Übertragungen ihrer Patienten (genauer gesagt: vor der eigenen Gegenübertragung) zu schützen, indem sie mit Hilfe einer defensiven Abstinenzregel (Körner und Rosin 1985) versuchten, sich gewissermaßen unberührbar zu machen – auch angesichts einer feindselig eingestellten (Fach-) Öffentlichkeit, die eine subjekthafte Beteiligung des Analytikers strikt verurteilt hätte.

Freilich ist die Kritik an der »defensiven« Abstinenzhaltung schon älter und wirksamer, als Figdor annimmt: Bereits Ferenczi wies (1919) darauf hin, wie wichtig es sei, in der Beziehung zum Patienten die eigene emotionale Antwort wahrzunehmen; A. Balint (1936), H. Deutsch (1926), vor allem P. Heimann (1950)³ bis hin zu Racker (1959) und Moeller (1977) führten diesen Gedanken in ihren Konzepten von der Gegenübertragung fort. Damit schufen sie nicht nur ein Meßinstrument für die Übertragung des Patienten, sondern, viel wesentlicher: Sie öffneten unseren Blick für die aktive Beteiligung des Analytikers in der therapeutischen Arbeit.

Figdor irrt sich in einem wesentlichen Punkt, wenn er seine (an sich richtige, wenn auch etwas verspätete) Kritik an einem defensiven oder »regelhaften« (Cremerius 1984) Gebrauch von der Abstinenzregel in die Behauptung einmünden läßt, daß in einer modernen und richtigen Auffassung von der Abstinenz nicht nur verbal gedeut-

2 Vgl. auch die jüngst erschienene Kritik am Habermasschen Psychoanalyse-Begriff bei Pohlen und Bautz-Holzherr (1989).

3 Es ist interessant, daß es drei Frauen waren, die – nach Ferenczi – den modernen, interaktionellen Begriff von der Gegenübertragung prägten.

tet, sondern auch gehandelt werden kann und daß Wünsche des Analysanden nicht nur frustriert, sondern auch erfüllt werden sollten⁴. Tatsächlich bewirkte die Kritik an der Abstinenz, wie sie z. B. von Stone (1961) und Heimann (1950), später von Bräutigam (1988) und Thomä und Kächele (1985) vorgetragen wurde, etwas anderes: Psychoanalytiker entwickelten zunehmend ein Verständnis dafür, daß sie unvermeidlich in das Schicksal ihres Patienten persönlich verstrickt sind und daß sie – bewußt oder nicht bewußt – in der therapeutischen Beziehung immer aktiv und gestaltend teilnehmen. Heute wissen wir, daß sich der Analytiker seinem Patienten als realer Beziehungspartner anbieten muß, daß er ihm erlauben muß, seine neurotischen Konflikte innerhalb der Übertragungsbeziehung darzustellen und durchzuarbeiten.

Es reicht nicht aus, wenn ein Patient unter Anleitung des Analytikers lernt, unbewußte Konflikte bewußt (wieder) zu erleben, oder wenn er das Neurotische in seiner Übertragung »einsieht«. Auch das Durcharbeiten von übertragungsgefärbten Konflikten in Alltagssituationen außerhalb der Analyse oder die Rekonstruktion kindlicher Konflikte allein ist wenig wirkungsvoll. Solche Arbeit an »vergangenen Verhältnissen« oder »mumifizierten Personen« (Strachey 1935) dienen allenfalls der Anschauung, nicht aber der Veränderung. Ein »mutativer« (Strachey ebd.) Prozeß setzt voraus, daß der Patient seine Konflikte original *innerhalb* der Beziehung (Körner 1989) zum Analytiker erlebt und mit ihm gemeinsam durchsteht. Es genügt z. B. nicht, daß sich ein Patient bewußt macht, wie sehr er sich vor verschlingenden Müttern fürchtet oder welche sadistischen Phantasien er in der Gegenwart von autoritären Männern entwickeln kann. Eine Änderung wird er nur erreichen, wenn er die Angst vor dem Verschlungenwerden innerhalb seiner Beziehung zum Analytiker erlebt, oder wenn er es wagen kann, seinen Analytiker sadistisch zu behandeln.

Der Analytiker soll versuchen, solche Übertragungsangebote anzunehmen. Dabei soll ihm die Abstinenzregel hilfreich sein; sie ermöglicht ihm, mit seinem Patienten eine intensive, von neurotischen Übertragungskonflikten geprägte Beziehung einzugehen, und sie erlaubt ihm, sich immer wieder aus der Verstrickung zu lösen. Der Analytiker soll sich also bis zu einem gewissen Ausmaß verführen lassen, um die Übertragung des Patienten zu »verkosten«, wie Loch (1965) sagt. Anders gesagt: Er

⁴ Auch seine Hinweise auf schwerer gestörte Patienten stützen Figdors Behauptung nicht. McDougall (1985) z. B. zeigt, daß verbale Interventionen, auch Deutungen im engeren Sinne, auch bei präverbal lokalisierten Konflikten, möglich sind. Daneben gibt es eine Reihe überzeugender Falldarstellungen über die Anwendung des »klassischen« Settings mit strikter Deutungstechnik (z. B. Boyer 1985; vgl. auch Cremerius 1979). Auch in historischer Perspektive ist es strittig, ob es die Erfahrungen mit »neuen«, schwereren Krankheiten waren, die zur Einführung einer mütterlichen Holding-Technik führten. Die häufig geäußerte Begründung, sehr frühe Erlebnisse seien sprachlich noch nicht repräsentiert, so daß eine »Körperarbeit« angebracht sei, ist wenig überzeugend: Niemals ist der Patient der Säugling von damals; es handelt sich immer um ein Zurückerinnern, und der Patient, der sich erinnert, ist der Erwachsene von heute.

soll sich mit den von seinem Patienten angebotenen (Teil-)Objektrepräsentanzen passager identifizieren und diese Identifikation immer wieder zurücknehmen können. Die Gegenübertragung ist nach diesem Konzept nicht einfach ein Meßinstrument oder eine »Antwort« auf die Übertragung des Patienten, sondern sie ist eine Form aktiver Teilnahme an einer sehr komplizierten, von neurotischen Bedürfnissen und Befürchtungen geprägten Beziehung.

Möglicherweise könnte man hier eine Parallele zu pädagogischem Handeln sehen, weil hier wie dort die unmittelbare Teilhabe, in gewissem Sinne auch die Verstrickung in das Schicksal des anderen, unvermeidlich ist. Der Unterschied besteht aber darin, daß der Psychoanalytiker strenggenommen die Lösung der inneren Konflikte seines Patienten in sich selbst erarbeiten muß, er muß sich mit den Objekten, die der Patient internalisiert hat, selbst auseinandersetzen. Eine Patientin etwa, die ihre inzestuösen Wünsche mit Hilfe einer phobischen Symptomatik abwehrt und Angst vor tätlichen Übergriffen der Männer hat, braucht einen Analytiker, der sich mit seinen eigenen Inzestwünschen (auch gegenüber dieser Patientin) auseinandersetzen kann. Im idealen Falle kann er ihr seine Begehrlichkeit zu erkennen geben, ihr aber gleichzeitig zeigen, daß er das Inzestverbot⁵ nicht verletzen wird.

Voraussetzung für die Einhaltung der Abstinenzregel ist eine hinreichende Unabhängigkeit des Analytikers von den eigenen inneren Objekten. Derjenige, der von den internalisierten Objekten seiner eigenen Geschichte in der einen oder anderen Weise abhängig geblieben ist (sei es, daß er immer noch die Anerkennung durch den Vater herbeisehnt, sei es, daß er der Mutter immer noch beweisen muß, daß er liebenswert ist), wird seine Identifikationen mit entsprechenden, dazu »passenden« Teilobjekten seiner Patienten nicht begrenzen können. Er wird von seinem Patienten in ähnlicher Weise abhängig, wie er es von den Objekten seiner eigenen Kindheit geblieben ist. Darum ist, wie Loch (a. a. O.) sagt, die Unabhängigkeit von den eigenen Objekten der »innere Grund« für die Abstinenz. Darum verfolgen wir in der Lehranalyse vor allem das Ziel, dem Analysanden zu einer ausreichenden Unabhängigkeit von den eigenen Objekten zu verhelfen und fähig zu werden, dem eigenen Unbewußten und dem des Patienten möglichst unbefangen zu begegnen.

Die Abstinenz des Analytikers ist eine Haltung in der Beziehung zum Patienten. Sie ist weniger als Regelwerk, und schon gar nicht als Sammlung von ridigen Verboten zu verstehen. Auch die Regeln der Methode sonst, die Umstände des Settings (Sitzen oder Liegen oder die Stundenfrequenz) sind gegenüber der hier skizzierten Abstinenzhaltung nebensächlich. Sie mögen dem Analytiker helfen, weil sich in ihnen seine Abstinenzhaltung manifestiert. Indem er z. B. die freie Assoziation verabredet, gibt er zu erkennen, daß es in der Analyse erlaubt ist, alles, buchstäblich alles zu phantasieren und zu sagen. Der Analysand kann diese Freiheit aber nur dann nutzen, wenn er sicher ist, daß auch der Analytiker die Abstinenzregel einhält. Der Analytiker setzt

⁵ Man könnte den Rahmen der Psychoanalyse, zu dem eine Art »Berührungstabus« zählt, auch als eine Wiederbelebung des alten Inzesttabus verstehen.

mit seinen Verabredungen über das Setting den »Rahmen«, und er verpflichtet sich gleichzeitig, selbst die Regeln einzuhalten.⁶

Das hier angeschnittene Problem, nämlich die persönliche Zurückhaltung des Analytikers, ist auch der Inhalt des vierten Prüfsteines bei Figdor. Dem Autor geht es hier darum, ob »allein das psychoanalytische Setting garantiert, daß der Analytiker dem Analysanden ohne eigene Zwecke begegnen kann« (S. 31). Wie zu erwarten, kommt er zu dem Ergebnis, daß eine ähnliche »Einstellung« auch des Pädagogen denkbar sei, »wenn das Überdenken der Legitimität von Zielen erzieherischen Handelns Handlungsprinzip des Pädagogen ist, und wenn die dabei angestellten Überlegungen die psychodynamischen Erkenntnisse der Psychoanalyse berücksichtigen« (S. 39). Das sei auch innerhalb eines »normativ strukturierten Praxisfeldes« (ebd.) möglich.

Die oben angestellten Überlegungen zum Problem der Abstinenzregel sollten gezeigt haben, daß es nicht genügt, die Legitimität erzieherischer Ziele zu durchdenken, und es reicht auch nicht aus, psychodynamische Erkenntnisse der Psychoanalyse zu berücksichtigen. Der Analytiker hat sich in der psychoanalytischen Behandlungssituation die Möglichkeit geschaffen, in gewissem Sinne absichtslos zu sein: Er erlaubt dem Patienten, alles zu äußern, was er möchte – innerhalb des Rahmens, der das Handeln eng begrenzt. Gerade weil so wenig gehandelt wird, kann der Patient sich auch jenen Wünschen und Befürchtungen nähern, vor denen er selbst so große Angst hat. In der Analyse wird ein imaginärer Raum geschaffen, der Inszenierungen aller menschlicher Beziehungskonflikte (einschließlich perverser, psychotischer und inzestuöser Szenen) ermöglicht – aber dieser Raum kann nur entstehen, wenn der Analytiker absichtslos in diesem Sinne ist, daß er seine Patienten nicht zur Befriedigung eigener Triebbedürfnisse benötigt.⁷ Jede »normative Strukturierung«, die den Rahmen notwendig mit Inhalten und Zielen füllte, zerstörte bei den Beteiligten die Möglichkeit, wirklich unbefangen die gefürchtetsten, perversesten, aber auch die selbstverständlichsten Phantasien und Einstellungen in Frage zu stellen.⁸

Schließlich ist noch der Prüfstein Nummer drei übrig, die kritische Frage Figdors, ob nicht auch der Leidensdruck, der von Analytikern als Voraussetzung für einen günstigen Therapieverlauf genommen werde, entbehrlich sei. Nach seiner Ansicht ist »auch in der klassischen Psychoanalyse auf den Leidensdruck nicht immer Ver-

laß« (S. 36). Ganz abgesehen aber davon, daß ein Patient ganz ohne Leidensdruck wohl kaum auf die Idee käme, das aufwendige, schmerzhaft und mitunter für ihn selbst sehr kostspielige Unternehmen einer Analyse zu beginnen, käme er ohne Leidensdruck nicht weit, fehlte ihm doch das Motiv, seinen Widerstand (der auf der Beharrung des status quo besteht) zu überwinden. Für einen Pädagogen mag es angehen, daß er es besser weiß als sein Klient, der sich (fälschlicherweise) für gesund hält; ein Psychoanalytiker nähme seinen Patienten nicht ernst, wenn er mit ihm die analytische Arbeit begäbe, obgleich er ein Heilungsbedürfnis verleugnete.

Gewiß gibt es viele Patienten, die mit einem vorgeschobenen Grund in die Analyse kommen, deren tiefgreifende Beziehungsstörung vielleicht erst nach Monaten der Analyse erfahrbar wird. Und genaugenommen ist es auch nicht ein »Leidensdruck«, welcher das Hauptmotiv für die Therapie sein sollte. In Wahrheit kommt der Patient, weil er eine Lösung für seine inneren (ehemals äußeren) Konflikte sucht und weil er zugleich einen Weg sucht, sich *nicht* zu ändern.

4. Figdors Rechtfertigung einer psychoanalytischen Pädagogik scheint mir mißlungen zu sein. Seine gründliche Untersuchung trägt eine Reihe wesentlicher Kritikpunkte an dogmatischer Psychoanalyse, an mechanistischer Anwendung ihrer Regeln zusammen. Der Autor übersieht aber, daß die Psychoanalytiker in der Würdigung dieser Kritik zu Einsichten gekommen sind, die eine Verwendung psychoanalytischer Begriffe und Hypothesen außerhalb ihres Settings heute noch weniger erlauben als früher. So brachte es die moderne Auffassung von der Übertragung und Gegenübertragung mit sich, daß der Rahmen der psychoanalytischen Situation (Green 1975) an Bedeutung gewann. Denn die unvermeidliche Verstrickung von Analytiker und Patient kann nur dann fruchtbar genutzt werden, wenn es einen Rahmen⁹ gibt, der einerseits alles (verbale) erlaubt, andererseits aber die Grenzen des Handelns zum Schutze der beiden Beteiligten auch sichert.

Figdors Argument, die Kinderanalyse zeige doch am besten, wie nützlich eine flexibel angewendete Abstinenzregel sei, kann am wenigsten überzeugen. Zwar ist es wirklich völlig falsch, die intensiven Beziehungsangebote von Kindern mit einer rigiden Abstinenzhaltung zu beantworten. Aber daraus folgt doch nicht die Idee der Abschaffung, sondern die Notwendigkeit zur Verfeinerung der Abstinenzregel: Kindern gegenüber ist es besonders wichtig (und besonders schwierig), unbefangen den gemeinsamen imaginären Raum offenzuhalten, in dem alles denkbar, aber längst nicht alles im Handeln erfüllbar ist.

Figdor selbst kommt am Ende seiner Arbeit zu einem recht mageren Ergebnis. In

6 Wie schwer es ist, die Abstinenzregel einzuhalten, zeigt die Geschichte der Psychoanalyse: Als Beispiel diene nur das minifeste Liebesverhältnis zwischen C.G. Jung und S. Spielrein (vgl. Carotenuto 1986; Cremerius 1987; Nitzschke 1988).

7 Bion sagte: »Abstinenz heißt: Ohne Wunsch sein.«

8 Natürlich enthält die Abstinenzregel eine utopische Forderung, aber das ist durchaus so gewollt. Auch die Aufforderung zur freien Assoziation und der Versuch, gleichschwebend aufmerksam zu sein, sind utopisch. Ihr Sinn liegt jeweils darin, daß wir kontrafaktisch ein Ideal verfolgen, welches wir notwendig immer wieder verfehlen. Solche Abweichungen vom Ideal aber sind sehr informativ; sie weisen uns darauf hin, daß wir ein Thema vernachlässigt oder einen Beziehungskonflikt mit dem Patienten übersehen haben.

9 Mit dem »Rahmen« ist nicht nur die Gruppe der Vereinbarungen und Verabredungen über die Art der Behandlung, die Stundenfrequenz usw. gemeint. Wichtiger Bestandteil des Rahmens ist die Übereinkunft, daß Analytiker und Patient eine sehr intensive, reale (nicht scheinhafte oder mikroskopische) Beziehung miteinander eingehen, in der einerseits alles phantasierbar und sagbar, andererseits aber nur wenig im Handeln erfüllbar ist.

bezug auf »die Hauptfragestellung dieser Arbeit« schreibt er: »Unter den Voraussetzungen, daß

- jemand in einem pädagogischen Praxisbereich handelt;
- dieser Pädagoge sich den Prinzipien »psychoanalytischen Handelns« verpflichtet fühlt;
- und daß er überdies die Qualifikation besitzt, diesen Prinzipien gemäß zu handeln, dann haben wir es mit mehr als bloßer »pädagogischer Anwendung« der Psychoanalyse zu tun; das ist Psychoanalyse im pädagogischen Feld oder eben »psychoanalytisch-pädagogisches Handeln« (S. 44).

Ist das nicht ein enttäuschendes Ergebnis: Ein Pädagoge handelt psychoanalytisch-pädagogisch, wenn er in einem pädagogischen Praxisbereich qualifiziert psychoanalytisch handelt. Vielleicht stand Figdor aber vor einem kaum lösbaren Problem: die Theorie einer vielleicht noch zu wenig entwickelten Praxis zu formulieren. Wäre es nicht aussichtsreicher, erst einmal die psychoanalytische Pädagogik als Form einer bestimmten Praxis reflektiert fortzuentwickeln und schrittweise sich ihrer Methodologie zu versichern? Auch die Psychoanalyse entstand primär in der praktischen Auseinandersetzung in therapeutischen Beziehungen¹⁰; ihre Theoriebestandteile folgten regelmäßig mit gehörigem zeitlichen Abstand. Diese Ungleichzeitigkeit (vgl. Appy 1989) geriet ihr nicht zum Schaden, denn die Validität des psychoanalytischen Verfahrens erweist sich – damals wie heute – nur innerhalb ihrer therapeutischen Anwendung. Warum sollte das gleiche nicht auch für eine psychoanalytische Pädagogik gelten?

Literatur

Appy, G.

- 1989 Wo enden die Gemeinsamkeiten der Psychoanalytiker? Jahrbuch Psychoanal. Sonderheft 1989. Stuttgart-Bad Cannstatt (Frommann-Holzboog), 15–23

Balint, A.

- 1936 Handhabung der Übertragung auf Grund der Ferenczischen Versuche. *Zeitschrift f. Psychoanalyse* 22, 47–58

Boyer, L.B.

- 1985 Psychoanalytische Arbeit mit einer Borderline-Patientin. In: *Psyche* 39, 1067–1101

Bräutigam, W.

¹⁰ Freud sprach davon, daß die Psychoanalyse zu allererst als therapeutische Methode entwickelt wurde; dies sei der »Mutterboden«, den sie niemals verlassen würde.

- 1988 Realistische Beziehung und Übertragung. In: Kutter, P., Páramo-Ortega, R., Zagermann, P. (Hrsg.): *Die psychoanalytische Haltung*. München/Wien (Verlag Internationale Psychoanalyse), 165–186
- Carotenuto, A.
- 1986 Tagebuch einer heimlichen Symmetrie. Sabina Spielrein zwischen Jung und Freud. Freiburg (Kore)
- Cremerius, J.
- 1979 Gibt es zwei psychoanalytische Techniken? In: *Psyche* 33, 577–599
- 1984 Die psychoanalytische Abstinenzregel. In: *Psyche* 38, 769–800
- 1987 Sabina Spielrein – ein frühes Opfer der psychoanalytischen Berufspolitik. Zur Vorgeschichte der »Psychoanalytischen Bewegung«. *Forum der Psychoanalyse* 3, 127–143
- Deutsch, H.
- 1926 Okkulte Vorgänge während der Psychoanalyse. In: *Imago* 12, 418–433
- Ferenczi, S.
- 1919 Zur psychoanalytischen Technik. In: *Int. Zeitsch. f. PSA* 5, 181–192. Wiederabgedr. in Ferenczi, S.: *Schriften zur Psychoanalyse* Bd. 1, 272–283, Frankfurt (Fischer) 1970
- Figdor, H.
- 1989 »Pädagogisch angewandte Psychoanalyse« oder »psychoanalytische Pädagogik«? In: *Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik* 1, Mainz
- Green, A.
- 1975 Analytiker, Symbolisierung und Abwesenheit im Rahmen der psychoanalytischen Situation. In: *Psyche* 29, 503–541
- Heimann, P.
- 1950 On counter-transference. In: *Int. Journal of Psychoanalysis* 37, 303–310
- Körner, J.
- 1989 Arbeit in der Übertragung? Arbeit an der Übertragung. In: *Forum Psychoanal.* 5, 209–223
- Körner, J., Rosin, U.
- 1985 Das Problem der Abstinenz in der Psychoanalyse. In: *Forum Psychoanal.* 1, 25–47
- Loch, W.
- 1965 Voraussetzungen, Mechanismen und Grenzen des psychoanalytischen Prozesses. Bern/Stuttgart (Huber)
- McDougall, J.
- 1985 Plädoyer für eine gewisse Anormalität. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Möller, M.L.
- 1977 Zur Theorie der Gegenübertragung. In: *Psyche* 31, 142–166
- Nitzschke, B.
- 1988 Die Frau als »Opfer« – und wie man sie in dieser Rolle fixieren kann. In: *Forum Psychoanal.* 4, 153–162

- Pohlen, M., Bautz-Holtzerr, M.
 1989 Der psychoanalytische Diskurs. Das Freudsche Subjekt in der Analyse. In:
Psyche 43, 481–505
- Racker, H.
 1959 Übertragung und Gegenübertragung. Studien zur psychoanalytischen Technik. München (Reinhard) 1982
- Stone, L.
 1961 Die psychoanalytische Situation. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Strachey, J.
 1935 Die Grundlagen der therapeutischen Wirkung der Psychoanalyse. In:
Int.Z.Psychoanal. 21, 486–516
- Thomä, H., Kächele, H.
 1985 Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie, Bd. I, Grundlagen. Berlin/Heidelberg (Springer)